



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein kräftiges Wort über Paul Güßfeldt. Endlich hat einmal jemand deutsch mit Herrn Güßfeldt geredet. Die Besprechung seines vielbesprochenen Buches in den Grenzboten (Nr. 18 dieses Jahrganges) enthielt des Trefflichen genug, aber es sprach da ein Mann, dessen jugendlicher Kraft die Zurückhaltung wohl anstand. Jetzt hat Paul de Lagarde das Wort genommen, der bekannte Göttinger Orientalist, dem ein langes, thatenreiches Leben wohl das Recht giebt, einmal alles zu sagen. Seine Besprechung steht in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (Nr. 18 vom 1. September 1890), also an einem Orte, der einem großen Teile derer, die es angeht, nicht zugänglich ist. Wir halten uns deshalb für berechtigt und verpflichtet, unsern Lesern hier das Wichtigste daraus mitzuteilen.

Lagarde tadelt zuerst, daß einer, der Prinzipien der Erziehung aufzustellen vorhabe, nicht die Erziehung des ganzen Volkes, also auch der sogenannten untern Klassen, in Betracht ziehe. „Der Verfasser, meint Lagarde, verhüllt die Thatsache, daß er als Politiker schreibt. Güßfeldt will — Regenten erziehen: er hat sich nicht gesagt, woher die Unbotmäßigkeit unsrer regierten Klassen stammt. Niemand läßt sich gefallen, regiert zu werden, als wer selbst irgendwie regiert; nur daran, daß er selbst verantwortlich für die Leitung einer, wenn auch noch so kleinen Gemeinschaft ist, gewinnt er Einsicht darein, daß es eine Regierung geben müsse, nur an seinem Regieren den Maßstab zur Beurteilung des Regierens andrer. Darum ist es nicht wohlgethan, Regierende und Regierte einander gegenüberzustellen.“ Aber Güßfeldt fragt doch nach den „Grundlagen für das Glück und die Leistungsfähigkeit eines jeden Menschen.“ Was er hierbei im einzelnen sündigt, wie hohl und schief hier beinahe jeder Satz ist, darüber geht Lagarde schneller hinweg, um dem Verkünder einer „harmonischen Bildung“ ohne Religion, „in der aber jedes Glaubensbekenntnis wurzeln könne,“ vor allem die Wahrheit entgegenzuhalten, daß „für die Frommen die Religion kein Glaubensbekenntnis, sondern ein Leben ist, ein Umgang mit Gott, dieses Leben aber nicht in irgend welcher Bildung wurzelt, sondern jede Bildung in diesem Leben,“ und daß „die Ansichten des Individuums ein Recht, laut zu werden, nur haben, wenn sie in einer in der Geschichte gewachsenen Weltanschauung einen Halt besitzen.“ Von der kavalierrmäßigen Art, wie Güßfeldt das Verhältnis zwischen Moral und Religion behandelt, schweigt Lagarde ganz, um ihm bei Gelegenheit seiner bodenlosen Geschichtsphilosophie die bittersten Wahrheiten zu sagen. „Wüßte Herr Güßfeldt, wie sehr sein Buch ein Werk der Decadence, und nicht einmal einer graziosen oder pikanten Decadence ist, er würde nicht als Herold einer neuen Zeit auftreten.“ Güßfeldt schließt den Abschnitt seines Buches über den Betrieb der alten Sprachen mit dem Satze: „Es ist mehr wert, glücklich zu sein, als zu studiren, ob andre es vor uns waren.“ Dennoch hält er etwas vom Geschichtsunterricht: er soll dem Knaben etwas Ähnliches sein, wie Märchen den Kindern, „ein Ausdrück dafür, daß die Tugend triumphirt, das Laster untergeht.“ Er selber glaubt jedoch nicht an solche ausgleichende Gerechtigkeit; er hält es mit Hamlet; nur daß „dem unglücklichen Dänenprinzen seine Erkenntnis

nichts nützte.“ Die Begeisterung, die Gießfeldt, nach bekanntem Vorgange, für den schönsten Lohn der Beschäftigung mit der Geschichte ansieht, kann ihm also nichts sein, als eine große Illusion. Zum Verständnis eines tragischen Helden scheint er darnach nicht durchgedrungen zu sein. Ob sich übrigens in Deutschland dreitausend Lehrer beschaffen lassen, die von solchen Dingen reden können, ohne ins Faszeln zu geraten, ist mit Lagarde vielleicht zu bezweifeln; daß aber gesunde Primaner für den Ernst und die Heiligkeit einer ihnen schlicht entgegengebrachten Tragik empfänglich wären, wird kein Verständiger behaupten wollen. Jedenfalls weiß doch Lagarde und sagt es auch, um wie ernste Dinge es sich hier handelt. „Regieren bedeutet dienen; jene harmonische Bildung bedeutet genießen.“ Wenn er die Bemerkung Gießfeldts, eine vaterländische Geschichte gebe es in Deutschland erst seit 1870, mit der Aufzählung alles dessen glossirt, was wir an moralischen Niederlagen von der Gründerzeit bis zu den im Osten 1890 „feige“ gewordenen Zeitungen erlebt haben, so scheint er damit Herrn Gießfeldt wenigstens Unrecht zu thun, der wohl von dem nicht unrichtigen Gedanken ausging, daß wir seit 1870 unsre Vergangenheit — er selber nennt den großen Friedrich — in einem neuen Lichte zu sehen gelernt haben.

Wie unbesonnen und unklar Herr Gießfeldt über Sprachunterricht urteilt, ist sattham von andern nachgewiesen worden.

Wir schließen mit einigen Sätzen Lagardes, die nicht bloß auf Herrn Gießfeldt, die auf uns alle zielen, und mit denen wir uns vielleicht noch öfter werden beschäftigen müssen: „Wir sind, mindestens durch die letzten dreißig Jahre, entwöhnt worden, ethische Fragen (und die Frage, wie erzogen werden soll, ist eine ethische Frage) von Gesichtspunkten der Ethik aus zu beantworten. Die Signatur dieses Landes [Deutschlands] ist heute Disharmonie. Wir leben mitten in Bürgerkriege, der nur vorläufig noch ohne Pulver und Blei, aber dafür mit der größten [so!] Gemeinheit, durch Schweigen und Verleumdungen, seinen Verlauf nimmt. Alles ist morsch bei uns, mit Ausnahme (vorläufig noch) des Heeres und einer sehr stattlichen Reihe einzelner, die aber als einzelne nichts ausrichten können. Die Geschichte ist alt geworden, und die letzten dreißig Jahre brachten unserm Vaterlande das Gegenteil einer Verjüngungskur; denn alle ethischen Mächte ohne eine einzige Ausnahme, auch die Monarchie, hat man geflissentlich geknickt.“

Nutrimentum spiritus. Was kam denn da brennen, Herr Inspektor? soll ein Feuerwehrmann einen Inspektor aus einer Versicherungsgesellschaft gefragt haben, der während einer gemeinschaftlichen Revision auf eine gefährliche Außenwand an einer Fabrik aufmerksam machte; was kam denn da brennen, Herr Inspektor? Aber kurz darauf brannte es doch. Die Antwort des Feuerwehrmannes ist aber typisch, nicht bloß für Löschanstalten, und wenn es erst einmal brennt, so genügt oft nicht einmal mehr ein als Puppe ersten Ranges zur Rettung von Menschenleben eigens aus- oder eingekleideter Feuerwehrmann, um das Schlimmste zu verhüten. Also Ehre dem Herrn Inspektor, auch wenn er ein Redakteur oder Journalist wäre und auch wenn sich nur im bildlichen Sinne um „brennende Fragen“ handelte.

Infolge einer besonders unglücklich verlaufenen Feuersbrunst ist während der letzten Wochen in Berlin ein in diesem Maße selbst hier ungewöhnlicher Eifer in der Beleuchtung öffentlicher Angelegenheiten entstanden, wobei selbst das Zentrum des gelehrten Verkehrs, das Nutrimentum spiritus, d. h. die königliche Bibliothek, nicht unberücksichtigt geblieben ist. Ich bin kein Sachmann in Bibliothekssachen, da

ich nie Beamter einer Bibliothek gewesen bin. Ich habe aber seit vierzig Jahren vorzugsweise mit Bibliothekaren verkehrt und gehöre seit mehr als dreißig Jahren zu denen, die die königliche Bibliothek am häufigsten benutzt haben. Meine Absicht ist, zu zeigen, daß die königliche Bibliothek, abgesehen von dem, was die Folge der noch immer beschränkten Räumlichkeiten ist, keinen wesentlichen Tadel mehr verdient, und daß einige Mängel erst aus den zuletzt vorgenommenen nicht zu umgehenden Verbesserungen entsprungen sind und durch einige kleine Vorteile, die dem Publikum leicht noch gewährt werden können, sich wieder werden beseitigen lassen.

Es ist betäubend, daß die königliche Bibliothek unter zwei berühmten Schriftstellern, die das Ehrenamt eines Oberbibliothekars gewiß in hohem Grade verdient hatten, unter Wilken und Perz, so viel gelitten hat. Der Geschichtschreiber der Kreuzzüge war eine Zeit lang geisteskrank. Er soll übrigens, wenn ich eine Äußerung des hochverdienten Geheimen Rechnungsrats Kuntmann nicht mißverstanden habe, auch mit auffallenden Störungen wie der damaligen Mähe eines zeitweiligen Viehmarktes zu kämpfen gehabt haben. Der Freund Steins und Herausgeber der *Monumenta Germaniae* war gerade als Leiter der königlichen Bibliothek, wo er es am wenigsten hätte sein sollen, unnahbar. Ein junger Gelehrter lernte ihn auf einer wissenschaftlichen Reise kennen, auf der er von seiner Frau begleitet wurde. Als dieser sich ihm aber dann auf der königlichen Bibliothek näherte, fand er seine Haltung ganz verändert. Da er nun die Erlaubnis zur Benutzung des Journalzimmers zu erhalten wünschte, die sowohl von dem Oberbibliothekar als von dem Minister von Raumer erteilt werden konnte, erbat er diese schriftlich von Raumer, worauf allerdings der Oberbibliothekar, als er dem Gesuche gemäß angewiesen wurde, eine Karte auf ein Jahr zu verabsolgen, durch Weglassung jeder Zeitangabe diese in eine lebenslängliche verwandelte. Einer der Bibliothekare, Buschmann, war in alle seine Stellungen nur durch seine Handlangerdienste für Humboldts Kosmos gekommen. Dies schien selbst Jakob Grimm fatal zu sein. Als Grimm einst in einer Vorlesung Buschmanns in der Akademie, wie dieser sie dort häufig über mexikanische Sprachen hielt, einen jungen Germanisten als Gast erblickte, reichte er ihm die Hand mit den Worten: „Verstehen Sie denn, was der da liest? Ich nicht.“ Doch beweisen die Kataloge der königlichen Bibliothek, daß Buschmann einer der besten Bibliothekare war und gerade für die deutsche Litteratur große Pietät hegte.

Berühmter als alle bisher genannten Beamten war der Oberbibliothekar Lepsius. Unter ihm begannen die Reformen. Doch hatten sie vor dem Eingreifen des Ministers von Gofler und des Geheimen Rats Althoff keine Bedeutung.

Das britische Museum dient für die königliche Bibliothek zum Maßstabe, doch ist das Ziel für sie jetzt noch unerreichbar. Können wir uns doch im Bücherverkehr noch ebenso wenig wie im Seewesen mit England vergleichen. Warum gehen denn die deutschen Autographen und seltenen Bücher so oft nach Amerika? Weil Deutschland ein schlechter Markt dafür ist. Der Antiquar Franz, zwanzig Jahre lang mein Hauswirt in Berlin, dessen Bücher nach seinem Tode an Kampfmeyer und durch ihn in Auswahl an Göriz kamen, kannte alle Geographen, Germanisten und Orientalisten Berlins, machte aber doch nur einmal in seinem Leben ein gutes Geschäft und zwar nicht mit einem Deutschen, sondern mit einem vornehmen Russen. Dieser war ein „Aleptomane“ und steckte die kostbarsten Bücher seiner Meinung nach heimlich in die Tasche. Sein Bedienter ging hinter ihm her, gab Franz ein Zeichen, und da der vornehme Russe den Bedienten scharf beob-

achtete, steckte dieser, anstatt sich mit Franz zu berechnen, ihm zuletzt ein kleines Kapital zu. Der Russe glaubte ein gutes Geschäft gemacht zu haben, aber das Geschäft von Franz war besser.

In England und Amerika ist das Bücherverwesen zugleich ein Produkt des Reichthums und des Überflusses. Das deutsche Bibliothekswesen, soweit der Staat beteiligt ist, entspricht zwar jetzt der Würde der Wissenschaft und der Litteratur, dient aber nicht der Repräsentation. Zur Zeit Friedrich Wilhelms des Vierten und lange nach dem Beginn der neuen Ara war die königliche Bibliothek der Wissenschaft noch unwürdig. Um 1860 befand sich die Bücherausgabe da, wo jetzt die Kataloge ausliegen. Nur einen Teil des Raumes, von da bis nach der Behrenstraße, nahmen das Lesezimmer ein und das Journalzimmer, das einem Käfig glich. Im Lesezimmer standen einige wenige Werke zum Nachschlagen. Im Journalzimmer wurden auf kurze Zeit neu eingebundene Bücher ausgestellt. Als jedoch im Lesezimmer einmal etwas gestohlen worden war, durfte man nirgends mehr ein Buch anrühren. Die Zeitschriften im Journalzimmer waren ganz unvollständig. Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen durfte nicht angeschafft werden, weil Perz und Herrig sich nicht leiden konnten.

Die neuern Veränderungen der königlichen Bibliothek entsprechen dem Bedürfnis vollkommen, aber, wie es bei allen gemeinnützigen Verbesserungen anfänglich zu sein pflegt, vorläufig nur in der Hauptsache. Manches ist noch sehr primitiv geblieben. Die Hauptsache war die Verbesserung des Lesesaales. Er wurde glänzend eingerichtet. Zwei Treppen hoch wurde ein großer Saal hergestellt, die hohen Wände sind durch eine rings herumlaufende Galerie geteilt, zu der kleine Treppen führen, und überall nach Fächern mit Büchergestellen zum Zulangen für die Benutzer bestellt. Dieser Büchersaal bildet eine Bibliothek für sich. Die beiden Herren, welche abwechselnd die Oberaufsicht führen, verdienen das höchste Lob. Die elektrische Beleuchtung ist prachtvoll. Falsch ist nur die Bestimmung, daß vor dem 1. September kein Licht angezündet wird. Es begann sich deshalb in diesem Jahre vom 15. August an wo nicht um 6, doch um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr der Saal zu leeren.

Der einzige Zweck des Lesesaales war früher die Benutzung solcher auf Bestellzettel erlangten Bücher, die entweder nicht aus dem Haufe gegeben oder von solchen benutzt wurden, denen die Herbeischaffung eines Bürgschaftscheines oder die Mitnahme der Bücher in die Wohnung beschwerlich war. Diese auf Bestellzettel ausgeliehenen Bücher sind auch jetzt noch im Lesezimmer die Hauptsache. Indem auch die Räume in der Bücherausgabe jetzt bis drei Uhr nachmittags geöffnet sind, ist wenigstens erreicht, daß Bücher, die man am Vormittage für das Lesezimmer bestellt hat, bis zum Nachmittage aus der Bücherausgabe hinaufgeliefert sind. Man soll jetzt dreimal an einem Tage neue Bücher erhalten können.

Die Bücherausgabe genügt aber noch nicht. Es liegt das zunächst an dem Raume der Bibliothek, der im allgemeinen zu wenig Bücher aufnehmen kann. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß vor vierzig Jahren viele Bücher, die als Pflichtexemplare eingeliefert worden waren, des Raumes wegen als angebliche Doubletten verkauft wurden. Das mit der Inschrift *Nutrimentum spiritus* versehene Bibliotheksgebäude aus der Zeit Friedrichs des Großen scheint schon durch die Form einer großen Kommode von außen her seine Beschränktheit zu erkennen zu geben. Die Bestimmung des nach der Behrenstraße gehenden Teiles des niederländischen Palais für Bibliothekszwecke konnte um so weniger dem Mangel an Raum ganz abhelfen, als für die dort befindlichen Zeitschriften, Musikalien und Karten drei kleinere Lesezimmer eingerichtet

sind. Abgesehen davon, daß viele Bücher ganz fehlen, müßten auch manche Bücher, die nur einfach vorhanden sind, doppelt vorhanden sein, um den jetzigen Anforderungen zu genügen. Die musterhafte Einrichtung des großen Lesezimmers hat die Zahl der Bibliotheksbenutzer und der Bücherbestellungen überhaupt vermehrt. Kaum glaublich ist es, daß das Publikum der königlichen Bibliothek nicht durchgängig anständig ist. Aber das Beschmieren von Orten, an denen anständige Menschen sich weder gern lange aufhalten, noch andre zum Verweilen veranlassen, beweist es, was ich bloß deshalb erwähne, weil die letzte große Reinigungswoche, in der die Bibliothek geschlossen war, hier nicht einmal die Reinheit wieder hergestellt hat. Man sollte doch denken, daß durch folgende Vorschriften von 1887 für die Benutzung des Lesesaales (in der Bücherausgabe wird sogar ein Bürgschaftschein verlangt) dergleichen schon ausgeschlossen wäre: „Die Lesezimmerkarten werden an alle diejenigen ausgestellt, die sich dem Vorsteher der Ausleihstellen über ihre Person, beziehentlich den Zweck des Besuches, genügend ausweisen. Für Studierende der hiesigen Hochschulen gelten die Erkennungskarten zugleich als Lesekarten. Zu einem einmaligen Besuche der Lesezimmer genügt die Erlaubnis des ausführenden Beamten.“

Vielen Gelehrten Berlins war es zum Bedürfnis geworden, neben der königlichen Bibliothek die Universitätsbibliothek zu benutzen. Die liebenswürdige Persönlichkeit des Geheimen Rates Komer, der die Universitätsbibliothek leitete, schien dies zu begünstigen. Die Bibliotheken Müllenhoffs, Varnhagens von Ense, der Brüder Grimm, Bethmann-Hollwegs und eines Breslauer's, die ihr während der Zeit der Komer'schen Leitung einverleibt worden sind, geben ihr noch einen besondern Wert. Doch ist der Gedanke, sie immer mehr der Universität anzupassen, in den Vordergrund getreten, und die Benutzungsordnung der Universitätsbibliothek sagt: „Zur Benutzung der Bibliothek im Lesesaal und zum Entleihen sind zugelassen 1. ohne weiteres a) die Lehrer und Beamten der Universität und des Universitätsinstituts, b) die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften und des Senats der Akademie der Künste, 2. gegen Vorzeigung der studentischen Erkennungskarte, welche bei dem ersten Besuche der Bibliothek mit dem Stempel der Bibliothek zu versehen ist: die Studirenden der Universität — gegen besondere von dem Direktor nach dessen Ermessen auszustellende Erkennungskarten a) die zum Hören an der Universität berechtigten, b) frühere Studirende der Universität, welche sich auf Prüfungen vorbereiten.“ Da die Universitätsbibliothek die brandenburgischen Pflichtexemplare von Büchern bezieht, und da die königliche Bibliothek, ehe sie z. B. ein Buch an einen namhaften Gelehrten in Duedlinburg versendet, genötigt ist, den Nachweis zu verlangen, daß dieses Buch in der Provinzial- und Universitätsbibliothek zu Halle nicht vorhanden sei, so wäre es wohl billig und würde auch einigermaßen zur Entlastung der königlichen Bibliothek dienen, wenn der Herr Minister verfügen wollte, daß die durch Einverleibung obengenannter Bibliotheken immer wichtiger gewordene Universitätsbibliothek eo ipso auch allen, denen das Journallesezimmer der königlichen Bibliothek von selbst offen steht, zugänglich sein solle. Eine weitere Entlastung der königlichen Bibliothek würde es sein, wenn emeritirte Beamte das Recht erhielten, die von ihnen bisher benutzten Schulbibliotheken u. dergl. unter denselben Bedingungen wie bisher bis zu ihrem Tode zu benutzen. Vielleicht ist eine solche Bestimmung schon vorhanden. Wenn sie als selbstverständlich betrachtet würde, so könnte das freilich nicht viel nützen.

Unter den Berliner Bibliotheken, die zur Entlastung der königlichen Bibliothek dienen können, folgt, wenn es sich um deutsche Litteratur handelt, die schon ex-

wähnte Görzische gleich nach der Universitätsbibliothek. Herr Görz war Lehrer an der Viktoriafschule und kam in den Besitz der Lübeck'schen Bibliothek, die das Wichtigste aus Jahns Nachlaß enthält. Bedeutend erweitert schenkte Görz sie der Stadt, die ihm anfänglich nur das Lokal zu ihrer Aufstellung in einem städtischen Gebäude in der Klosterstraße gewährte, im vorigen Jahre aber den um die Stadt hochverdienten Mann unter Beibehaltung seines vollen Lehrergehaltes zum Bibliothekar machte. Herr Görz, der nunmehr mit geringen ihm von der Stadt zu Gebote gestellten Mitteln die wichtigsten weiteren Ankäufe macht, ist das, was man einen Bibliothekar von Gottes Gnaden nennen könnte. Namhafte Germanisten sind ihm aufs tiefste verpflichtet.

Das Journallesezimmer der königlichen Bibliothek würde dieselbe Anerkennung verdienen, wie das Lesezimmer, wenn der Raum und die Einrichtungen genügten; aber dies ist nicht der Fall. Besonders fühlbar macht sich das, wenn man ältere gebundene Zeitschriften benutzt, was an einigen Tischen im Journallesezimmer geschieht. Hat man ein vollständiges Zitat, so ist ja alles leicht zu finden. Weiß man aber nur den Jahrgang, z. B. vom Reichsanzeiger, so müssen zwölf große Bände in diesen Winkel des Journallesezimmers getragen werden. Einen Aufsatz aus einem großen Berliner Blatte herauszufinden ist daher nur dann möglich, wenn es erlaubt ist, mit einem Diener zu den Repositorien zu gehen. Hier aber müssen die Zeitungen mit den Händen gehalten werden, während sie aufgeschlagen werden. Schon ein einziges Stehpult oder ein kleiner Tisch und zwei Stühle würden dem abhelfen.

Steglich

h Pröhle

Der Urgöþ in der Bearbeitung Devrients. Die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen,“ d. h. Goethes Göþ in seiner ältesten Form — denn die Bearbeitung Otto Devrients hat die wesentlichen Züge derselben alle bewahrt — war wirklich wenigstens für Berlin eine Neuheit trotz des liebenswürdigen Spötters Kladderadatsch. Und der Versuch, der hier vorliegt, ist nach meiner Meinung — die Berliner Kritik urteilt freilich meist anders — im allgemeinen gelungen. Möge das glückverheißend für den kommenden Theaterwinter des königlichen Schauspielhauses sein.

Wir haben in dieser „dramatisirten Geschichte“ ganz den jugendlichen Goethe der Sturm- und Drangzeit vor uns. Shakespeares Beispiel hat ihn mächtig angeregt. Die herkömmlichen Regeln für den Bau des Dramas gelten ihm nichts, Kraft der Sprache und lebendige Verkörperung der Personen und Zustände alles. Der Wechsel der Szenen ist auch mit den Änderungen Devrients noch außerordentlich häufig und bunt. Das Störende dieses Umstandes wurde weniger fühlbarer dadurch, daß Devrient überall da, wo es möglich scheint, vor allem wo Szenen, in denen Gottfried im Mittelpunkt steht, rasch wechseln mit solchen im Kreise des Bischofs oder Adelheids und Weißlingens, also vor allem im zweiten Akte, die zweigeteilte Bühne anwendet: für ein solches Stück nach meinem Gefühl ein Mittel von größter Wirksamkeit. Die „dramatisirte Geschichte“ unterscheidet sich zweitens von der gewöhnlichen Bühnenbearbeitung des Göþ durch eine größere Kühnheit in der Charakterisirung der Personen und der Zustände, die bisweilen über die Grenze des herkömmlicherweise erlaubten hinausgeht, und endlich durch ein stärkeres Hervortreten aller volkstümlichen Elemente, so vor allem der Bauern und der Zigeuner. Das Stück ist hier noch mehr als in der spätern Form ein Kultur- und Zeitbild, aber freilich kein Bild, das ruhig vor uns steht; im Gegen-

Grenzboten IV 1890

12

teil, die dramatische Wucht der einzelnen Szenen — ich greife z. B. den Auftritt zwischen Mezler und der Gräfin von Helfenstein heraus, es ist nur ein Beispiel für viele — ist ganz außerordentlich, womit nicht geleugnet werden soll, daß die drei ersten Akte als Ganzes mehr episch als dramatisch gedacht sind. Könnten wir das ganze Stück ohne Pause an uns vorüberziehen sehen, die Wirkung würde mächtig sein; stark allerdings auch die Ansprüche, die an Auffassungskraft und Nerven der Zuschauer gestellt würden — die Aufführung dauerte trotz möglichst kurzer Pausen beinahe fünf Stunden.

Der Versuch Devrients ist, wie gesagt, im wesentlichen gelungen; es scheint, das Publikum kann Goethes Stück in seiner ersten, kraftvollsten, aber auch wildesten und zerfahrensten Form Geschmack abgewinnen. Nur zwei Bedenken möchte ich vorbringen. Erstens: daß das Fehngericht bei geschlossener Bühne vor sich geht, daß man also die Richter und den Kläger nur hört, nicht sieht, wirkte doch mehr verblüffend als ergreifend. Und zweitens: der Auftritt zwischen dem Rächer und Adelheid in dem Schlafgemach Adelheids ist zwar sehr ergreifend, aber doch wohl für unser Publikum — man möchte fast sagen leider — zu gewagt. Es war bezeichnend, daß sich darnach zwar starker Beifall, aber als Antwort darauf auch recht bemerkliches Rischen hören ließ.

Die Ausstattung und die ganze Inszenierung des Stückes verdient volle Anerkennung, einzelnes z. B. die Szene im Heilbronner Rathaus, die Bauernszenen und das Zigeunerlager waren geradezu musterhaft. Nur die Kampfszenen blieben trotz aller jedenfalls darauf verwandten Mühe nicht frei von einer ans Komische streifenden Wirkung; die mutigen Kasse wenigstens hätte man sparen können. Die Darstellung war gleichfalls der königlichen Bühne würdig; daß nicht jede Rolle gleich gut vertreten war, ist bei einem Stück, das eine solche Menge von Kräften erfordert, selbstverständlich. Auf Einzelheiten will ich hier nicht eingehen, es kam mir nur darauf an, sachlich über das Gelingen dieses jedenfalls interessanten Versuchs zu berichten, umso mehr, da ein großer Teil der kritischen Stimmen Berlins es nach meiner Meinung bedenklich an dieser Sachlichkeit hat fehlen lassen. L



Litteratur

Geschichtsbetrachtungen von Julius von Pflugl-Harttung. Gotha, Fr. V. Perthes, 1890

Die in dieser 47 Seiten langen Schrift aneinandergereihten Gedankengruppen sind verschieden an Wert. Der Verfasser beginnt mit dem richtigen Satze, daß kein Volk in solchem Maße zur Geschichtschreibung befähigt sei und solche Leistungen darin aufzuweisen habe wie das deutsche, und giebt zunächst einen vortrefflichen Abriß der Geschichte der Geschichtschreibung von der Zeit der Staufer an. Unsere Litteraturkenntnis reicht nicht hin, zu beurteilen, ob die kurze Charakteristik bei